

Barbara Büchner

Die Ratten von Babylon

Roman



Notaufnahme

Dass nächtliche Telefonanrufe selten erfreuliche Nachrichten bedeuten, ist wohl allseits bekannt. Dass uns aber die darauf folgenden Ereignisse mitten ins Herz der Finsternis führen würden, damit hatte ich dann doch nicht gerechnet, als an diesem 17. November um vier Uhr morgens das Telefon in der Villa Maunaloa schrillte.

Es war der Apparat an unserem gemeinsamen Anschluss in der Halle, der klingelte. Robert, dessen Zimmer im Erdgeschoss lag, rappelte sich als Erster auf und hob den Hörer ab. Dann polterte er die Treppe hinauf, um Alec zu wecken. „Da ist ein Nico Marhold am Apparat, der dich dringend sprechen will.“

Mein Lebensgefährte Alec und seine vor sechs Jahren verstorbene Frau Ariane hatten, da ihre ansonsten sehr glückliche Ehe kinderlos geblieben war, fünf Adoptivkinder angenommen, von denen Nico das jüngste war. Inzwischen fünfundzwanzig Jahre alt, war er wie sein Adoptivvater Rechtsanwalt, arbeitete mit seinen Brüdern und Schwestern in der traditionsreichen Kanzlei Marhold und hatte nach allgemeinem Ermessen eine steile Karriere vor sich. Wenn er um vier Uhr morgens anrief, musste etwas Ernsthaftes passiert sein. Also kroch Alec aus dem Bett, setzte sich auf den Treppenlift – er war gehbehindert und konnte nur mit großer Mühe Treppen steigen – und begab sich ans Telefon.

Nachdem der Anruf nicht für ihn war, hätte Robert eigentlich wieder verschwinden können, aber Robert Junkarts war kein Mann, der sich in seinem Zimmer verkroch, wenn etwas Aufregendes in der Luft lag. Wie man es den Rothaarigen allgemein nachsagt, war er ein katzenhafter Mensch, der seine Nase in alles hineinsteckte, was ihn nichts anging. Unbekümmert um jede Diskretion, lehnte er an seiner Zimmertüre und lauschte unverhohlen. Ich sah, wie er mit dem Saum des Schlafrocks an seiner Brille herumputzte – einer exzentrischen Brille mit sechseckigen Gläsern in orangefarbenen Hornrahmen, die so etwas wie sein Markenzeichen war. Das war ein sicheres Zeichen dafür, wie angespannt er war. Wir mussten befürchten, dass einem von Alecs Kindern etwas zugestoßen war, und das wäre auch für uns schlimm gewesen, obwohl wir sie genauso wenig mochten wie sie uns. Sie weigerten sich sogar strikt, die Villa Maunaloa zu betreten, solange *diese Person* (ich) und *dieser Gangster* (Robert Junkarts) dort wohnten. Wenn Alec sie treffen wollte, musste er das in ihren Wohnungen tun.

Jetzt war keine Rede von solchen Formalitäten. Nico – sonst ein cooler Yuppie, der sich sehr lässig und überlegen gab – war offenbar völlig durcheinander. Wie wir Alecs zahlreichen Zwischenfragen entnahmen, konnte er kaum zusammenhängend sprechen vor

Aufregung. Nur allmählich gelang es uns, die Geschichte wie ein Puzzle aus seinen konfusen Äußerungen zusammensetzen. In der Familie Marhold war kein Unglück geschehen, wie wir zuerst befürchtet hatten. Aber einer von Nicos engsten Freunden hatte in dessen Wohnung einen Selbstmordversuch unternommen und dabei auch noch einen Zimmerbrand ausgelöst. Er hatte sich Brandwunden zugezogen, als er, schon von Alkohol und Tabletten umnachtet, eine letzte Zigarette angezündet und damit den Papierkorb in Brand gesetzt hatte. Das war dann auch der Grund gewesen, warum der Selbstmordversuch entdeckt und er gerettet wurde. Jetzt lag der verhinderte Selbstmörder in der Notaufnahme des Psychiatrischen Krankenhauses, die Wohnung war eine Brandruine, und Nico wusste weder ein noch aus.

Nico, muss ich hinzufügen, war ein reizender Mensch: klug, hübsch, liebenswürdig, aber dabei derartig kindisch, dass ich ihn am liebsten an der Hand genommen hätte, wenn er die Straße überqueren wollte. Ich wunderte mich immer wieder, wie ein junger Mann, der immerhin den nötigen Grips hatte, um Jus zu studieren und seine Prüfungen zu machen, gleichzeitig so naiv und unreif sein konnte.

Auf jeden Fall wollte er seinen Freund nicht in der Psychiatrie liegen lassen, konnte und wollte ihn aber auch nicht in seiner Wohnung aufnehmen, die von der Feuerwehr unter Wasser gesetzt worden war. Und überhaupt war die ganze Geschichte überaus heikel und peinlich. Offenbar zählte der Freund zu den Prominenten der Stadt, und wenn der Selbstmordversuch publik geworden wäre, hätte das ein skandalöses Gerede gegeben. Vor allem die Illustrierten durften auf keinen Fall etwas davon erfahren. Diese Aasgeier stürzten sich ja mit Wonne auf jeden, der absackte, und pickten ihm unter den Augen der Öffentlichkeit die Knochen blank. Natürlich bekam jeder, der sich in der unmittelbaren Umgebung des Opfers befand, ebenfalls ein paar Schnabelhiebe ab. Fazit: Nico brauchte dringend Hilfe. Und wozu hatte man einen Vater, wenn der einem nicht in der Stunde der Not aus der Patsche half?

Alec war ein Gentleman, daher verkniff er sich eine Bemerkung darüber, wie niederträchtig seine Kinder ihn gelegentlich behandelten. Er sagte sofort seine Hilfe zu.

Es war merkwürdig, aber als ich ihn sagen hörte: „Ist gut, wir schaffen deinen Freund hierher“, überkam mich Angst. Es war das Gefühl, dass ein böses Wesen uns schlagartig seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Es erinnerte mich in einer verquerten Gedankenverbindung daran, wie ich als Kind kurz vor einem Gewitter in dem „Mönchswald“ genannten Park am Rand der Innenstadt unterwegs gewesen war und plötzlich den Eindruck gewonnen hatten, dass die riesigen Steinfiguren, Greifen und

Sphingen, die diesen altväterischen Park zierten, mich aus lebendigen Augen anfunkelten und lebendige Mäuler aufrissen, um mich zu verschlingen. Vor allem ein mächtiger Löwenkopf aus einem bläulich blassen Stein war mir im Gedächtnis geblieben, der mich aus einer Taxushecke hervor anstierte. Damals war er mir so groß wie ein Haus erschienen, mit Augen wie grüne Scheinwerfer und einem ungeheuren, kaminähnlichen schwarzen Schlund, in dem ich als Ganzes zu verschwinden fürchtete. Ich spürte, dass dieses halb lebendige, halb tote Monstrum mit der Absicht lauerte, mich zu zerstören, dass es über mich herfallen und mich unter seiner tonnenschweren Masse zermalmen wollte. Inzwischen waren fünfundvierzig Jahre vergangen, aber als ich an diesem Novembermorgen in der Halle stand, fühlte ich wieder den Pesthauch, der aus seinem Rachen drang, und sah die kalte Glut seiner Augen.

Im selben Augenblick, in dem mich diese erschreckende Erinnerung überkam, spürte ich die Präsenz des Hauses. Ich fühlte, wie es seine Mauern schützend zwischen mich und das Unheil schob. Es legte sich um uns alle herum und umgab uns wie ein Wall. Sein sanfter, warmer Atem hauchte mich an. *Ich bin da*, schien es zu sagen. *Ich bin da, ich beschütze euch, habt keine Angst*. Sekundenlang begegnete es mir als ein großes, lebendiges Wesen, ein wenig tollpatschig, wie voluminöse Geschöpfe oft sind, aber voll Wärme und Anteilnahme. Ich atmete auf. Das Haus spürte, dass wir Sorgen hatten, und es nahm daran Anteil. Es würde tun, was in seiner Macht lag, uns zu helfen und uns zu beschützen. Wir wurden nicht allein gelassen.

Der Lärm und das Licht in der Halle hatten mittlerweile auch unsere jungen Mitbewohner geweckt. Als Erste erschien Corinna Colette – kurz Coco genannt –, deren Zimmer im Erdgeschoss lag. Selbst in Pyjama und Morgenmantel, unfrisiert und ungewaschen war Coco eine Schönheit. Weizenblonde Löwenmähne, große nugatbraune Augen, üppige Kurven ... alles da. Eigentlich hatte sie ja Fotomodell werden wollen, aber die Agenturen, die nur an Hungerblümchen Interesse hatten, schickten sie als „zu fett“ wieder weg, und der einzige Job, den sie bekommen hatte, war der einer Kellnerin in einem Nachtlokal gewesen. Dann hatte Alec ihr vorgeschlagen, stattdessen als bezahlte Hausmutter für uns zu sorgen, und Coco die weitaus häuslicher war, als ihr vamphaftes Aussehen vermuten ließ, nahm den Vorschlag an.

Nach ihr tauchten Terry Hirsch und seine Frau Elena auf, zwei melancholische, aber sehr liebenswürdige Goths in wallenden schwarzen Seidenschlafröcken. Sie sahen einander ähnlich wie Geschwister: Beide waren so dünn, dass man Angst haben musste, sie könnten bei einer ungeschickten Berührung auseinanderbrechen; beide waren blass wie

Mauertünche, mit pechschwarz gefärbtem Haar, schwarz lackierten Fingernägeln und karmesinroten Lippen. Dass Elena ein Baby zur Welt gebracht hatte – und sei es auch ein sehr dünnes und farbloses Baby –, mochte man gar nicht glauben.

Zuletzt erschien auch noch ein Spährtrupp der zahlreichen Katzen, die unser Grundstück bevölkerten und sich in der kalten und nassen Jahreszeit im Haus aufhielten, vorzugsweise in unseren Betten. Katzen wollen immer haargenau wissen, was vor sich geht und ob ihre Lebensqualität durch diesen Vorgang verbessert oder verschlechtert wird.

Wir standen alle als respektvolles Publikum herum, während Alec das Krisenmanagement in die Hand nahm, was er mit gewohnter Überlegenheit tat.

Dr. Alec Marhold war eine sehr imposante Persönlichkeit, nicht nur charakterlich, sondern auch körperlich, trotz seiner lädierten Bandscheiben, die ihn zwangen, einen Gehstock zu benutzen. Hoch gewachsen und massig, mit breiten Schultern, leuchtend blauen Augen in einem wohlgeformten Gesicht, vor allem aber mit seinem silberweißen Haar und dem kurz gestutzten weißen Vollbart war er der Inbegriff väterlicher Autorität. Man sah ihn allgemein als einen Mann, den seine Freunde und Klienten liebten und seine Gegner respektierten, und das durchaus zu Recht. Nur war Alec keineswegs so eindimensional, wie seine Verehrer annahmen. Hinter seiner Perry-Mason-Fassade verbarg sich eine exzentrische Persönlichkeit mit außergewöhnlichen, ja sinistren Vorlieben und Neigungen. Als Dr. Alec Marhold an meinen 49. Geburtstag in mein Leben getreten war, hatte ich sofort erkannt, dass ich hier auf einen Mann gestoßen war, der mit dem letzten Drittel seines Daseins noch etwas anzufangen wusste. Er hatte mir die Hand gereicht, eine Hand wie eine Löwenpranke und doch zugleich feinfühlig und anmutig. Ich spürte, wie mich ein eigentümlicher Schauer durchrieselte: genau so, wie ein Pluspol sich fühlt, wenn er einen Minuspol kontaktiert. Obwohl es in dem Fall zwei Pluspole waren, denn einen Augenblick später sah ich den Ring, den Dr. Marhold an seiner ansonsten schmucklosen linken Hand trug: Es war ein schlichter Edelstahlring, an dem sich dort, wo sonst der Stein sitzt, ein winziges, bewegliches stählernes Ringlein befand.

Unwillkürlich hob ich die Linke, und er sah denselben Ring an meiner Hand. Anschließend dauerte es nicht mehr lange, bis wir ein festes, wenn auch unverheiratetes Paar waren.

Alec war zwar seit drei Jahren im Ruhestand, aber er war zu seiner Zeit eine Legende unter den Strafverteidigern gewesen und hatte genug Beziehungen, um den Transfer des Patienten mühelos zu arrangieren. Ich merkte, dass es ihm Spaß machte. Ein Herzinfarkt mit 54 hatte ihn, den ehemaligen Workaholic, daran erinnert, dass seine Zeit begrenzt war, daher hatte er sich über Nacht dazu entschlossen, dem aufreibenden Leben eines

Strafverteidigers adieu zu sagen und nur noch für sich selbst und seine Interessen zu leben. Er fürchtete eigentlich nur eines, nämlich sich zu langweilen, und ich tat es ihm gleich. Wir gehörten nicht zu den Leuten, die sich ab fünfzig in einen Kokon stumpfer Gleichgültigkeit wickeln und vom Leben abkapseln. Im Gegenteil. Wir waren jetzt erst recht dabei, das Leben bis in seine dunkelsten und verschrobensten Winkel hinein zu durchforschen und jeder Spur zu folgen, die Aufregung und Unterhaltung versprach.

Wie sich wenig später herausstellten sollte, führte die Spur, der wir folgten, schnurstracks in einen Abgrund, und wir bekamen weitaus mehr Aufregung ab, als wir uns gewünscht hatten.

In der psychiatrischen Klinik, wo es ohnehin zu wenig Betten gab, war man froh, den Patienten abschieben zu können. Ein Krankenwagen der Johanniter sollte ihn so bald wie möglich zu uns bringen.

Wir eilten alle davon, um uns hastig zu waschen und anzuziehen, und trafen uns dann wieder zu einem sehr frühen Morgenkaffee in der geräumigen Küche der Villa Maunaloa. Die Küche war der einzige Raum, den wir gemeinsam benützten. Auch wenn wir in *einem* Haus wohnten und uns vieles verband, wollte doch jeder seinen geschützten Bau haben, in den wir uns von der Welt und auch voreinander zurückziehen konnten. Vor allem wir drei Älteren legten Wert darauf, dass nicht jeder X-Beliebige quer durch unseren Lebensbereich trampeln konnte.

Robert, der ein geradezu zwanghafter Geheimniskrämer war, hütete seinen Intimbereich aufs Sorgfältigste und schützte ihn mit Passwörtern, Schlingen und Fallgruben vor allen neugierigen Augen. Umgekehrt war er aber der Erste, der von anderen alles ganz genau wissen wollte. Er nahm Alec geradezu ins Kreuzverhör. Was war vorgefallen? Was genau hatte Nico gesagt? Warum hatte sein Freund sich umbringen wollen? Wieso war dieser mitten in der Nacht in Nicos Wohnung gewesen? Warum hatte Nico ihn nicht sofort daran gehindert, sich das Leben zu nehmen? Wer war dieser Freund überhaupt?

Alec hob abwehrend beide Hände. „Tut mir leid, Leute, ich weiß auch nicht mehr, als Nico mir in der Eile gesagt hat. Sein Freund heißt Frank Jordan und ...“

Coco, die am Vorabend spät ins Bett gekommen war und entsprechend verschlafen am Tisch hockte, merkte auf. Eine steile Falte erschien zwischen ihren Augenbrauen, als sie ausrief: „He! Sagt bloß, das ist *der* Frank Jordan? Wow! Was ‘ne Sache!“

Der Name war nicht eben alltäglich, also hatte sie vermutlich recht, und der Freund, den Nico uns zugeschoben hatte, war tatsächlich *der* Frank Jordan.

Ich kannte Jordan, wie man Leute kennt, die ständig im Licht der Öffentlichkeit stehen. Ich hatte ihn häufig im Fernsehen gesehen, meist in Vorabend-Sendungen, die auf Blitzlichter aus dem Gesellschaftsleben spezialisiert waren. Beim Friseur oder Zahnarzt hatte ich nur eine der dort aufliegenden Regenbogenpostillen aufschlagen müssen, um die stets adrett gekleidete Gestalt und das magere, zugleich welke und jugendliche Gesicht vor mir zu sehen. Er war einer dieser drahtigen, quirligen Typen, die immer etwas Jungenhaftes an sich haben, egal, wie alt sie sind. Nach gängigen Schönheitsbegriffen war er kein schöner Mann, aber seine klugen, ausdrucksvollen nussbraunen Augen und die lebhafte, schelmische Beweglichkeit seiner Züge hatten einen angenehmen, ja faszinierenden Eindruck hinterlassen. Mittelgroß und sehr dünn, war er mit Anfang vierzig immer noch geschmeidig wie eine Weidenrute, geistig und körperlich gleichermaßen wendig und agil. Ich erinnerte mich an verschiedene Auftritte, bei denen er sich als ausgezeichnete Tänzer, Reiter und Tennisspieler hervorgetan hatte. Wenn er interviewt wurde, war er nie um ein geistreiches Wort, eine schlagfertige Antwort verlegen. Es gab kein gesellschaftliches Ereignis, bei dem er nicht auftauchte. Er war überall dabei, kannte alle und jeden, Politiker, Adelige, Wirtschaftsbosse und Parteibonzen, Filmstars, Edelnutzen und Unterweltler. Stets war er in Begleitung ehrgeiziger junger Schönheiten beiderlei Geschlechts, die sein Bett als Sprungbrett zum Erfolg betrachteten. Wurde er von einem vorwitzigen Journalisten danach gefragt, antwortete er mit dem Bonmot: *A real swinger swings both ways.*

Er selbst war weder besonders reich noch berühmt oder adelig, aber er war auf Du und Du mit den Reichen, Prominenten und Adligen. Charmant und witzig, hatte er etwas von einem Klassenkasper an sich, der sich in der Klasse der Mächtigen mit seinen Kapriolen einschmeichelt. Vor allem – und darin lag seine besondere Stärke – war er ein ausgesprochener *Ladys' Man*, ein Mann, der sich in der Gesellschaft von Frauen am wohlsten fühlte, nicht als Verführer oder Sultan, sondern als Freund und Gefährte. Frauen hatten ihn gern, auch wenn sie ihn als Mann nicht ganz ernst nahmen. Immer lachend, immer zu Streichen aufgelegt – so stellte er sich in der Öffentlichkeit dar. So hatte ihn zweifellos auch dieser Dummkopf Nico kennen gelernt, der jetzt so tief in der Tunke saß.

In seiner Naivität hatte Nico offenbar nicht bemerkt, was für eine schillernde Figur Jordan in Wirklichkeit war. Er bezeichnete sich als Schauspieler, aber er übte weder diesen Beruf noch irgendeinen anderen aus. Niemand wusste, wovon er lebte, welche Ziele er verfolgte, wessen Freund und wessen Feind er war. Die Luft um ihn summt von dunklen Gerüchten, die ihn wie Fledermäuse umflatterten. Manche bezeichneten ihn, da er ein gutes Auge für Frauen hatte und eine magische Anziehung auf sie ausübte, als einen Nobel-Zuhälter, der

frisches Fleisch für die Chefetagen organisierte. Andere hielten ihn für einen Rauschgifthändler oder jedenfalls einen Zwischenträger, der die Kontakte zu den Drogenquellen herstellte. Wieder andere sahen in ihm einen Gentleman-Verbrecher, der in der Welt des organisierten Verbrechens und der internationalen Spionage eine Rolle spielte.

Wie auch immer: Mit Sicherheit war Frank Jordan eine Sumpfblüte aus jener Dämmerungszone, wo die glitzernde Schickeria der Stadt sich mit der schattenverhangenen Unterwelt traf. Sein Revier waren die exklusiven Swinger-Klubs wie der Schwarze Tempel, das Römerbad und Babylon-6. Er amüsierte sich auf den privaten Partys in den Villen der Reichen und Schönen und kannte die heimlichen Schweinereien der Leute, die in der Öffentlichkeit eine weiße Weste zur Schau trugen. Ich erinnerte mich, wie ihn einmal ein ungehobelter Neureicher eine *geile Schlampe* genannt hatte, woraufhin ein Journalist ihn süffisant gefragt hatte, was er zu dieser Beleidigung sage. Jordan hatte ihm vergnügt lachend geantwortet: „Aber das ist doch keine Beleidigung – es ist eine Tatsache!“

Und das ließ mir seinen Selbstmordversuch in einem sehr schiefen Licht erscheinen. Frank Jordan war gewiss kein Mann, der die Nerven verlor, weil er eine Rechnung nicht bezahlen konnte, von einer Frau verlassen wurde oder Besuch von einem Kriminalbeamten bekam. Er war in mehr als einen heißen Skandal verwickelt gewesen und hatte nicht nur einmal Ärger mit der Polizei gehabt. In der Nacht vom 16. zum 17. November musste etwas *sehr* Außergewöhnliches passiert sein, wenn es einen so hart gesottenen Sünder in ein zitterndes Wrack verwandelte, das keinen anderen Ausweg mehr sah als die Flucht in den Tod.

Coco erklärte sich sofort bereit, sich um den Patienten zu kümmern. Sie war eine sehr mütterliche Frau und hätte jeden Kranken, den uns das Schicksal ins Haus lieferte, fürsorglich gepflegt, aber Frank Jordan war ein Leckerbissen für sie. Coco gehörte zu den Leuten, die stets auf dem Laufenden waren, was sich in der Welt der VIPs tat. Sie hätte bei jedem Quiz brilliert, bei dem die neuesten Nachrichten aus der Prominenz abgefragt wurden. Dabei hatte sie die Gewohnheit, uns diese Hofnachrichten in sehr vertraulicher Form wiederzugeben, indem sie alle Hoheiten und Filmstars bei den Vornamen nannte. Ich war mehr als einmal der Meinung gewesen, eine Geschichte aus ihrem engsten Bekanntenkreis zu hören, ehe sich herausstellte, dass es um die Hochzeit einer Fürstin und die Scheidung eines Topmodels ging.

Für die Betreuung des Kranken war also gesorgt, aber es gab da noch ein Problem und zwar ein sehr ernsthaftes. Sobald ich Alec allein erwischte, stellte ich ihm die Frage:

„*Können* wir ihn überhaupt aufnehmen? Ich meine, wird das Haus es zulassen? Hast du daran gedacht?“

Er zuckte hilflos die Schultern. „Ja, natürlich habe ich daran gedacht. Aber ich weiß keine Antwort darauf. Wir müssen es eben drauf ankommen lassen. Wenn es ihn abweist, müssen wir uns etwas Neues einfallen lassen.“

Ein bemerkenswerter Zug an der Villa Maunaloa, dem ehemals verrufenen „Totenhaus“, war die mit sturer Konsequenz durchgehaltene Doppelseitigkeit in der Architektur des Gebäudes. Allem entsprach ein spiegelbildliches Gegenstück. Von der Halle führte eine steile Treppe in den ersten Stock und darüber hinaus bis zum Dach hinauf. Diese hölzerne Treppe bildete gewissermaßen die Wirbelsäule des Hauses. Sie verlief aus unerfindlichen Gründen nicht wie üblich im Zickzack, sondern in parallelen Absätzen. Das heißt, man musste jeweils ein Stück den Flur entlang laufen, bis man die Treppe ins nächste Stockwerk erreichte. Von den Fluren gingen links und rechts je ein rechteckiger, durch das Erkerfenster kurios ausgebuchteter Wohnraum und dahinter ein quadratischer Raum – der im Erdgeschoss als Küche genutzt wurde – ab. Zwischen diesen beiden Zimmerpaaren, unter der Treppe, befand sich in jedem Stockwerk ein Waschraum mit einer Toilette.

Im ersten Stock hatten Alec und ich unsere Appartements, im zweiten Stock wohnten die beiden Gothics mit ihrem Baby. Den Dachboden betraten wir nur sehr selten. Er war ein geheimnisvoller Ort, an dem man sich nicht zu oft aufhalten durfte. Er war vollkommen leer, und doch war es kein leerer Raum, der sich hinter der blauen Metalltüre erstreckte. Oder besser, kein unbewohnter Raum. Irgendetwas schien sich dort drin zu bewegen, auch wenn es gewiss kein Mensch und kein Tier war. Ich hatte die unbestimmte Vorstellung eines mannshohen Wirbelwindes, der sich in lautloser Feierlichkeit durch den Speicher drehte, einem Planeten auf seiner Bahn ähnlich. Von diesem Boden bis tief unter das Souterrain erstreckte sich die „heiße Zone“, eine unsichtbare Säule, innerhalb derer merkwürdige Kräfte aktiv waren.

Robert half mir, das Gästezimmer im Souterrain vorzubereiten. Dieser Raum war sehr groß, da er sich – abgesehen von einer Ecke, in der wir ein Badezimmer mit Toilette und Dusche installiert hatten – ohne Zwischenwände über die gesamte Länge und Breite des Hauses erstreckte. Eine Holzterrasse führte vom oberen Flur hinunter. Daneben war ein Aufzug eingebaut, der Alec das Treppensteigen ersparte. Eine zweiflügelige französische Türe öffnete sich direkt in den Garten, sodass es besonders im Sommer sehr angenehm war, sich dort aufzuhalten. Jetzt im Spätherbst war diese Türe fest verriegelt und außen

lagen hölzerne Lamellenflügel vor, denn die Larabayastraße war nicht sehr belebt, und es war nicht notwendig Einbrecher geradezu einzuladen.

Die Straße, die mäßig steil einen Hügel hinauf- und wieder hinunterführte, war typisch für diesen Bezirk. Früher war das alles hier eine Villengegend gewesen, teuer und protzig. Aber als die Steuern und Betriebskosten in schwindelnde Höhen kletterten, wurden immer mehr der pompösen alten Villen aufgegeben. Je länger sie leer standen, desto unerschwinglicher wurde es, sie zu renovieren. Die riesigen Grundstücke waren daher teilweise romantisch verwildert, teilweise waren sie bebaut worden, meist mit dünnwandigen Bungalowsiedlungen und den Glas-und-Beton-Filialen der billigen Einkaufsketten.

Unser Gästezimmer war trotz seiner ungewöhnlichen Weite ein behaglicher Raum. Es war rundum in hellem Holz möbliert, mit einem honigfarbenen Schiffboden und ein paar schönen türkischen Teppichen als Wandschmuck (die allerdings die deutlichen Krallenspuren unserer Katzen trugen). An einer Wand befand sich – noch aus der Zeit, als das Souterrain einem Herrschaftshaus als Küche gedient hatte – ein offener Kamin, den wir sorgfältig renoviert hatten. Im Raum verteilt standen Sofas, Tischchen, bequeme Sessel und ein Home Entertainment Center mit allem Zubehör, Fernseher, Video und DVD-Playern sowie sechs mächtigen Dolby-Stereo-Sound-Lautsprechern, mit denen man sich so richtig zudröhnen konnte.

Es war kaum zu glauben, dass das Souterrain einmal ein Ort des Grauens gewesen war. In der wechselvollen Geschichte des Hauses hatte der weitläufige Keller erst einem Kriegslazarett und später einem Beerdigungsinstitut als Leichenhalle gedient, und es war noch nicht lange her, dass ich um nichts in der Welt hier heruntergestiegen wäre, so bedrohlich war die Atmosphäre gewesen. Aber seither hatte sich viel geändert. Zusammen mit den bösen Schatten, die in der Villa Maunaloa brüteten, war auch das Unheil aus dem Keller verschwunden. Jetzt war der Raum nicht nur harmlos, er war sogar von einem heilsamen und wohlwollenden *Genius Loci* erfüllt. Unsere Gäste beteuerten immer wieder, sie hätten noch nie so gut geschlafen und so süß geträumt wie hier. Wir konnten hoffen, dass dieses milde spirituelle Klima auch dem Mann wohl tun würde, der in einer so verzweifelten Situation war.

Bei dem Gedanken blieb ich an der Stelle stehen, wo das Herz des Hauses schlug, wo es unter dem Teppich und den Bodenbrettern ein Geheimnis barg, von dem nur wir sechs wussten. Sofort spürte ich, wie eine Säule intensiver Wärme aus dem Boden aufstieg, als stünde ich über einem Heizschacht. Ich spürte sie nicht nur außen auf der Haut, sondern

auch innen im Herzen – ein heißes, rosenrotes Licht, das erregende Erinnerungen und Gedanken in mir hochwirbelte. Sie stammten aus allen möglichen Schichten in meinem Unterbewusstsein. Reales und Fantasmagorien woben sich ineinander. Ich sah abgeblätterte grüne Lamellenläden in einer pinkfarbenen getünchten Mauer, grelle Neonreklamen in einer heißen Nacht, Menschen mit blauschwarzer Haut, die karmesinrote Decken um die Schultern trugen, Wellblechhütten, die sich unter einem tosenden Sturmhimmel duckten. Mein Herz schlug heftig. Ein Wirbel von Geruch und Geschmack hüllte mich ein. Ich schmeckte Zimt auf der Zunge, fühlte Wind über mich hinstreichen, der schwer vom bittersüßen Geruch von Zypressen und Rosen war, hatte den Geschmack von billigem Rum in der Kehle. Es tat unglaublich gut, aber es war fast zu viel auf einmal. Ich konnte es selten länger als ein paar Minuten aushalten. Rasch trat ich aus der unsichtbaren Säule heraus.

Robert hatte einen Flügel der französischen Türe geöffnet, um den Raum zu lüften, denn die Fenster waren Kellerfenster, lange horizontale Luken, deren Milchglasscheiben sich nur kippen ließen. Er stand in der Türöffnung und spähte in die brechende Nacht hinaus. Der klebrig warme, föhnige Wind, der uns seit Tagen alle wahnsinnig machte, rauschte in den Zypressen, die die Villa Maunaloa flankierten, und trug den Sumpferuch von faulendem Laub ins Haus. Robert – der ein begeisterter Gärtner war und sich daher auch gut mit dem Wetter auskannte – bemerkte über die Schulter zurück: „Es wird kühler. Sieht so aus, als sollten wir diesen elenden Föhn bald hinter uns haben.“

„Gute Nachricht. Dann hören die Leute wenigstens auf verrückt zu spielen. Vielleicht ist Jordan ja auch wegen der Schwüle durchgedreht.“

Robert schloss die Türe und wandte sich zu mir um. Sein Gesicht unter dem kürbisfarbenen Haar war eines, das man nicht leicht vergaß: derb, mit bäuerlichen Zügen, aber von lebhaft intelligentem Ausdruck. Es war von einem Leben gezeichnet, dessen Gipfel und Abgründe gleichermaßen dramatisch gewesen waren. Eine außergewöhnliche Persönlichkeit sprach daraus. Die braunen Augen unter den dicht wuchernden Brauen blickten milde, fast seelenvoll, während die vorgeschobene Unterlippe und das feste Kinn ein herausforderndes, sogar rauflustiges Naturell verrieten. Seit sein Lebensweg nach einer gefährlichen Kurve, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte, in völlig anderer Richtung weiter verlaufen war, hatte er sein Haar wachsen lassen, sodass es ihm eine Handbreit über den Rücken hinunterhing, und flocht es zuweilen, wenn es ihn störte, zu einem kurzen Zopf, dessen Enden er mit einem Gummiband fixierte.

Das wirklich Erstaunliche an unserem Freund war jedoch die Energie, die er ausstrahlte. Von ihm ging eine pulsierende Kraft aus, die einen förmlich zwang, einen Schritt zurückzutreten, als strahlte er eine unerträgliche Hitze ab. Es hatte mich überhaupt nicht gewundert, dass er über psychokinetische Kräfte verfügte (oder genauer gesagt, von diesen Kräften heimgesucht wurde, denn steuern konnte er sie nicht). Er hatte ein explosives Temperament, bei dem jeder Funke eine Stichflamme zündete, und wenn er sich aufregte, klirrten die Gläser in den Schränken, herumliegende Bücher flogen auf und ihre Seiten blätterten sich von selber um. Das elektrische Licht flackerte und mehrmals waren unheimliche kleine Brände im Haus ausgebrochen, die glücklicherweise keinen Schaden anrichteten. Das Unangenehmste war, dass diese Phänomene vor allem auftraten, wenn er sexuell erregt war, sodass ein erotisches Zusammensein mit ihm eine sehr heiße Sache war. Seinem Gesicht war deutlich anzusehen, dass er seit einer Weile in Gedanken an etwas herumkaute, und so fragte ich ihn rundheraus: „Worüber denkst du nach?“

Er zuckte die Achseln und blickte beiseite. Ich wusste, es fiel ihm nicht leicht seine Gedanken in Worte zu fassen. Er war, wenn es um persönliche Dinge ging, kein wortgewandter Mensch. Schließlich – vermutlich in dem Wissen, dass ich keine Ruhe geben würde, bis ich es nicht aus ihm herausgeholt hatte – rang er sich die Antwort ab: „Ich hoffe nur, der Mensch schleppt uns nicht eine Krankheit ins Haus. Anscheinend hat er es ja ziemlich toll getrieben.“

Das war nun typisch Robert Junkarts. Während er als Geschäftsmann keinerlei Moral gekannt hatte, sondern imstande gewesen war, ohnehin bettelarmen Leuten das letzte Hemd auszuziehen, war er in allen sexuellen Dingen geradezu katholisch gewesen. Die kleinste Extravaganz schockierte ihn. Frank Jordan war, aus dieser Perspektive betrachtet, natürlich ein schwerer Brocken.

„Wenn du damit meinst, ob er aidskrank ist ... na und? AIDS kriegt man nicht, AIDS holt man sich. Beißen wird er uns ja wohl kaum, und andere Ansteckungswege liegen in unserem Ermessen. Das sollte sich allmählich bis zu dir herumgesprochen haben.“

Er warf mir einen scharfen, gereizten Seitenblick zu. „*Ich* hole mir sicher nichts von ihm. Ich würde ihn nicht mit der Feuerzange anfassen. Ich denke nur an Coco. Sie ist jung und naiv. Du hast gehört, wie sie geredet hat. Sie ist ganz begeistert von dem Gedanken ihn zu pflegen. Und pflegen heißt, dass sie ihn anfasst. Ich mache mir Sorgen um sie. Vielleicht verführt er sie sogar dazu ihn anzufassen. Du hast selbst gesagt, dass er alles gebumst hat, was ihm vor die Hose gelaufen ist.“

Nun glaubte ich Robert durchaus, dass er sich Sorgen um Coco machte, die zugegebenermaßen ebenso schön wie einfältig war. Er hatte auch recht damit, dass Jordan ein routinierter Verführer war, der mit einer Mischung aus Frechheit, Raffinesse und echter Freundlichkeit ans Ziel gelangte. Auch weniger traumatisierte Männer als Robert hätten ihn mit einer Mischung aus Ekel und Neid betrachtet. Aber was meinen Freund wirklich beschäftigte, war etwas ganz anderes. Einen sexuell hoch aktiven Mann im Haus zu haben, gleichgültig, wie krank der war, beunruhigte und ängstigte ihn. Und es war nicht die Angst vor Krankheiten, die ihn nervös machte. Es war die Angst vor der Sexualität eines anderen Mannes.

Ich bemühte mich ihn zu beschwichtigen. „Du brauchst nichts mit ihm zu tun haben. Ignoriere ihn einfach. Er ist Alecs Problem, du brauchst dich nicht darum kümmern.“

Gereizt, wie er war, schnauzte er mich geradezu an. „Es geht nicht um mich. Es geht um Coco, und um Terry und Elena. Ihr habt gesagt, dass er sich an Nico rangemacht hat, um ihn zu verführen. Er wird dasselbe hier tun. Wenn er so krank ist, müssen sie ihn waschen und ihm auf die Toilette helfen. Denk doch daran, was da für Situationen entstehen! Er wird sie verleiten, sein Glied anzufassen und ...“ Ich trat an ihn heran und schlang beide Arme um ihn. „Robert. Hol einmal tief Luft.“ Ich spürte die Erregung, die seinen Körper durchschauderte. Er zitterte geradezu. Seine starken Hände gruben sich in meine Schultern, als müsste er an mir Halt suchen, obwohl er um so vieles größer und stärker als ich war. „Hör zu. Er ist so elend beisammen, dass er zwei oder drei Tage nicht einmal bei klarem Bewusstsein sein wird. Und auch danach wird er kaum Interesse an Sex haben.“

Die Art, wie Robert die Luft geräuschvoll durch die Nase ausstieß, verriet mir, dass er das nicht glaubte, aber ich fuhr entschlossen fort: „Versuche, es rational zu sehen. Lass dich nicht wieder von Erinnerungen wahnsinnig machen. Du musst doch irgendwann darüber hinwegkommen, was passiert ist.“

Er zog meinen Kopf an seine Brust und schloss mich in eine klammernde Umarmung, die mir beinahe den Atem abpresste. Kaum hörbar flüsterte er: „Das kann ich nicht. Charmion, das werde ich nie können. Manchmal glaube ich, ich kann es, aber dann geschieht so etwas wie das hier, und alles steht wieder vor mir, wie sie mich geschlagen und gedemütigt und vergewaltigt haben. Jordan ist um nichts besser, als diese Gangster es waren. Ein Mann, der bei Gruppensex mitmacht, ist hemmungslos. Und er hat es mit Männern genauso wie mit Frauen getrieben. Er ist abnormal. Gefährlich.“

Inzwischen waren schon Jahre vergangen, seit Robert Junkarts, damals einer der reichsten und meist gehassten Männer der Stadt, von Verbrechern gekidnappt, gefoltert und

missbraucht worden war, aber die Wunde heilte nur sehr langsam. Ich versuchte erst gar nicht mehr ihm zu erklären, dass Swinger wie Frank Jordan keine Sexualverbrecher waren, sondern, wie Jordan selber es formuliert hatte, *geile Schlampen*, unsauber und unappetitlich, aber im Allgemeinen harmlos. Es hatte keinen Sinn, da mit Worten etwas ausrichten zu wollen. Ich setzte mich auf den nächstbesten Sessel, und Robert sank vor mir in die Knie und legte den Kopf in meinen Schoß. Ich hielt ihn wortlos umschlungen, bis er sich allmählich wieder beruhigte.

Trotzdem war mir klar, dass wir in nächster Zeit nicht von dem Thema loskommen würden. Robert selber hätte es heftig abgestritten, aber es war deutlich zu sehen, dass Frank Jordans Schamlosigkeit ihn nicht nur abstieß und beunruhigte, sondern auch faszinierte. Seit das Unheil über ihn hereingebrochen war, konnte er nicht aufhören sich mit der Sexualität anderer Männer zu beschäftigen. Das fing bei Alec an, den er bewunderte und beneidete, und erstreckte sich auf alle Männer, mit denen wir auch nur entfernt zu tun hatten. Nicht einmal den armen Terry Hirsch ließ er aus, der wie ein verirrter Schatten aus den stygischen Gefilden durchs Haus huschte und meiner Meinung nach so viel Sex-Appeal wie ein Häufchen Asche hatte.

Um drei viertel sechs Uhr kam der Anruf, der Krankenwagen sei unterwegs und würde in Kürze bei uns eintreffen, also lief ich hinaus, um das Gartentor aufzuschließen.

Draußen war es stockdunkel. In der Larabayastraße wohnten weder Nachtschwärmer noch Frühaufsteher. Alles lag noch in tiefem Schlaf. An der Straße entlang brannten Lampen, aber außerhalb ihrer kalten, stahlgrauen Lichtkreise verschwammen Häuser und Gärten zu einer Klecksografie aus schwarz, grün und grau schattierten Flecken. Einzig der moderne Supermarkt unten an der Straßenkreuzung, der nach Alecs Formulierung aussah wie das Kind einer Tankstelle und einer öffentlichen Toilette, glitzerte grell und vulgär.

Leichter Regen fiel. Die Luft war stickig und ungesund, trotz des Windes, der wie ein heimtückisches Tier durch die halb entblätternen Gebüsche schlich und hinter den Hausecken lauerte.

Es war genau die richtige Zeit für schlechte Nachrichten und unheilvolle Ereignisse. Seit zehn Tagen schon hing die Quecksilbersäule des Thermometers um die 20° Grad fest, und das im November! Der unablässig durch die Straßen und Gärten winselnde Wind schwoh gelegentlich zu einem pfeifenden Föhnsturm an, der Neonreklamen aus der Verankerung riss und Zeitungsständer umwarf. Der Himmel ähnelte bei Tag und Nacht einem Bleidach, so kompakt und unbeweglich lagerten die stumpf grauen Wolkenschichten über der Stadt.

Mond und Sonne waren gleichermaßen nur als trübe, ölig schillernde Fleckchen Helligkeit hinter den Wolken erkennbar.

Fast jeder in der Stadt litt an Migräne und Kreislaufproblemen, und entsprechend gereizt war die Stimmung. In der U-Bahn-Station wäre es beinahe zu einer Massenschlägerei gekommen, weil irgendetwas sich an der Türe vorgedrängt hatte. Der Kellnerin im Kaffeehaus brannten die Sicherungen durch, als ich sie in aller Höflichkeit darauf aufmerksam machte, dass ich keine Fruchtschnitte, sondern eine Mokkaschnitte bestellt hatte. Sie schrie mich mit Tränen in den Augen an, sie würde alles hinschmeißen und aus dem Fenster springen, weil sie es ohnehin niemand recht machen könne. Im Supermarkt drehte ein Mann durch, weil es ihm an der Kassa nicht schnell genug ging, und schleuderte seine Einkäufe, darunter eine Menge Glasflaschen, nach allen Seiten gegen die Wände, wo die Flaschen zerschellten und ein dickes Stück blutiger Rindsleber im Kuchenregal hängen blieb. Die von der unnatürlichen Wärme weich gedünsteten Gehirne knallten bei der geringsten Kleinigkeit durch.

Möglicherweise war der abartig schwüle November auch Auslöser eines widerwärtigen Verbrechens gewesen, das die ganze Stadt beschäftigte. Ein Student, Julian Hellewein, war vor einer Woche verschwunden, war offensichtlich am hellen Tag und mitten in der City in eine Falle gelockt und verschleppt worden. Aufsehen erregte das Kidnapping nicht nur deshalb, weil Julian der einzige Sohn und Erbe einer der reichsten Familien der Stadt war, sondern auch, weil er alle Vorzüge in sich vereinte, die man von einem Mann erwarten konnte: attraktiv, intelligent, liebenswürdig und hochbegabt – es war fast zu viel des Guten. An der Wirtschaftsuniversität, wo er studierte, galt er ebenso als *everybodys darling* wie in seiner Familie und der Gesellschaftsschicht, in der er verkehrte. Seine Angehörigen und Freunde waren niedergeschmettert, und die Polizei konnte ihnen nicht viel Hoffnung machen. Es war keine Lösegeldforderung eingegangen, und das hieß aller Erfahrung nach, dass der unglückliche junge Mann bereits tot war.

Ich schob den Gedanken an diese traurige Sache beiseite und widmete mich wieder dem Problem, vor das der nächtliche Notruf uns so plötzlich gestellt hatte. Ganz geheuer war mir nicht angesichts der Aufgabe, die wir uns da aufgeladen hatten. Ich liebte Alec sehr, und ich pflegte die christliche Tugend der Nächstenliebe, aber alles hatte seine Grenzen. Und dabei ging es mir wahrhaftig nicht darum, dass Frank Jordan einen Leumund wie ein Straßenköter hatte. Ich war keine Puritanerin. Mein eigener Lebenswandel war auch nicht lilienweiß. Der Mann mochte so schmierig sein, dass man an ihm kleben blieb, wenn man ihn anfasste, das kümmerte mich nicht. Nein, es lag schlicht und einfach daran, dass ich

Angst hatte. Ich spürte, dass ein makabres Unheil an ihm haftete wie Teer und Federn, und wenn wir ihn aufnahmen, würde er dieses Unheil in unser Haus schleppen. Aber was hätten wir anderes tun sollen? Keiner von uns hätte es übers Herz gebracht, dem verzweifelten Nico zu sagen: „Sieh selber zu, wie du zurechtkommst!“ Und einen Mann, der in Not war, den Geiern zum Fraß vorzuwerfen, das brachten wir auch nicht zustande.

Ich drehte mich um und sah das Haus an, das schläfrig aus schwach erhellten Fensteraugen blinzelte. Es war ein schlichtes Haus, drei Stockwerke hoch, meerblau und orangerot verputzt, mit zwei senkrechten Reihen vorspringender Erkerfenster an beiden Seiten, die von violetten Streifen eingefasst waren. Die mexikanische Farbkombination war ungewöhnlich für die Larabayastraße, in der schiefergrau und dachziegelrot vorherrschten, und tatsächlich war es ein außergewöhnliches Haus sehr lebendig, sehr intelligent. Vom ersten Tag an hatten wir gespürt, dass es eine Persönlichkeit war, obwohl es damals noch langweilig isabellfarben verputzt gewesen war und ausgesehen hatte wie ein Mauerblümchen in einem verwaschenen Tanzkleid.

Allerdings war es eine ausgesprochen neurotische Persönlichkeit gewesen, geplagt von den Schatten böser Bewohner und stöhnend unter der Last unheiliger Geheimnisse. Ein paar Monate lang waren wir hektisch damit beschäftigt gewesen, ihm seine Probleme lösen zu helfen, damit wir selbst darin Ruhe hatten. Das war uns schließlich auch gelungen, aber Ruhe im üblichen Sinn hatten wir keine gefunden. Wir hatten gedacht, es würde ein ganz gewöhnliches Haus sein, sobald wir es von den teuflischen Schemen befreit hatten, die an seinen Eingeweiden nagten, aber da hatten wir uns getäuscht. Es blieb eine Persönlichkeit und es bewahrte ein Geheimnis.

Während ich noch gedankenverloren das Haus betrachtete, entstand plötzlich Bewegung um mich her. Ein Dutzend der großen, schwarzen Saatkrähen, die jeden Herbst aus Russland einwanderten, ließen sich auf dem Gartentor und der Buchsbaumhecke nieder. Ihr Krächzen klang, als riefen sie einander Mitteilungen zu, und zwar Mitteilungen über sehr unerfreuliche Dinge. Ich mochte Vögel nicht. Spatzen mochten ja noch angehen, aber Krähen waren Henkersvögel in meinen Augen. Also hob ich einen Stein auf und warf ihn nach dem krächzenden Gelichter, erreichte aber nur, dass sie schreiend aufflatterten und sich gleich darauf wieder niederließen. Es mochte ein Trick des Lichts sein, aber ich bildete mir ein, dass ihre Knopfaugen rot aufleuchteten, wenn sie sich hin und her bewegten.

Im selben Augenblick spürte ich das Prickeln im Nacken, das einen überkommt, wenn man von hinten beobachtet wird. Es war so deutlich, dass ich ohne mich umzudrehen sagen

konnte, dass es von einem Punkt schräg über meiner rechten Schulter kam etwa in der Höhe des Wipfels der Zypressen, die dort standen. Ein Schauer überrann mich, von dem ich nicht wusste, ob er heiß oder kalt war, und Sekunden lang überkam mich eine so würgende Übelkeit, dass ich unwillkürlich die Hand auf den Mund presste. Ein schauerhafter Geruch hing in der Luft, ritt auf dem warmen, ungesunden Wind, ein Geruch nach heißer Asche und verwesendem Fleisch. Ich fuhr herum, sah aber nichts als die im Wind raschelnden Zypressen und den vom Haus her schwach erhellten Garten. Auch der Geruch verschwand wieder.

Ich musste nur ein paar Minuten warten, ehe Scheinwerfer auf der Kuppe des Larabaya-Hügels erschienen und der Krankenwagen vor unserem Haus anhielt. Zwei Sanitäter öffneten die Türen und zogen eine Bahre heraus.

Leute, die man aus dem Fernsehen oder vom Kino her kennt, erscheinen einem in der Realität immer sehr viel kleiner und blasser. Der Frank Jordan, den ich da festgeschnallt auf der Bahre liegen sah, wirkte wie das Schwarz-Weiß-Foto eines Mannes, den ich nur in Technicolor kannte. Er sah jämmerlich aus. Seine Hände lagen auf der Decke, als wären sie aus Blei. Sein Gesicht war grau und mit eintrocknendem Blut bedeckt, wo die Wiederbelebungsmaßnahmen seine Lippen verletzt hatten. Es war nur notdürftig von Ruß und Erbrochenem gereinigt worden und wurde von einer dicken blauen Schwellung an der Unterlippe entstellt. Sein Mund stand halb offen, und ein dünner Speichelfaden sickerte aufs Kinn. Die blitzend weißen Zähne, die er so oft in seinem koboldhaften Lachen entblößt hatte, waren zum größten Teil verschwunden. Später fanden wir sie in einem Plastiksäckchen bei seinen Effekten. Darin steckte auch eine metallgerahmte John-Lennon-Brille, die er in der Öffentlichkeit nie getragen hatte. Sein braunes Haar klebte von Ruß und roch widerwärtig nach Rauch. Es war so überaus üppig, dass ich stets den Verdacht gehegt hatte, es sei so falsch wie die Zähne. Es war jedoch echt; nur die Farbe stammte aus der Tube. Das verrieten mir die zahlreichen grauen Wurzeln, als ich später die Gelegenheit hatte, ihn bei Licht zu betrachten. Sein rechter Arm steckte von den Fingerspitzen bis zur Schulter in einem Verband, die linke Hand war mit einem leichten Mullverband versorgt worden. Der übrige Körper, erfuhren wir später, war vom Feuer verschont geblieben, weil der Tisch, an dem er gesessen war, seinen in sich zusammensinkenden Leib geschützt hatte. Sein Gesicht, das unter der Einwirkung einer massiven Ladung Psychopharmaka erschlaft und von einem glänzenden Film schweißiger Feuchtigkeit überzogen war, hatte jeden Reiz verloren. In der dünnen, faltigen Haut, den umschatteten, rot geränderten Augen und den hängenden Mundwinkeln zeichneten sich gnadenlos die Spuren des Lasters ab.

Ich lief neben den Männern her, die die Rollbahre über den Gartenweg schoben. Als wir uns dem Haus näherten, sprang plötzlich die Haustüre weit auf, so weit, dass sie gegen die Wand knallte und wie ein grüner Flügel im Wind hin und her schlug. Den Sanitätern fiel es nicht auf. Wenn sie überhaupt darauf geachtet hatten, dachten sie vermutlich, dass Zugluft die Türe aufgerissen hätte. Aber ich kannte unser Haus und wusste, dass es Frank Jordan auf diese Weise willkommen hieß. Das überraschte mich, aber es erleichterte mich auch. Das Haus hatte ein nicht zu unterschätzendes Mitspracherecht bei allen Entscheidungen, die wir trafen. Es hätte sich genauso gut weigern können, ihn herein zu lassen, und was hätten wir dann tun sollen?

Robert und Terry packten mit an, um die Räder über die zwei Stufen zu wuchten und in die Halle zu schieben. Im Augenblick, in dem Robert die im Wind pendelnde Haustüre hinter der Rollbahre ins Schloss warf, begann die Uhr in der Halle zu schlagen. Ich hatte das helle Geräusch immer lächerlich gefunden. Tschingdang, tschingdong, ping pang, ping pong, als versuchte das Uhrwerk chinesisch zu sprechen. Und als ich unwillkürlich hinsah, stellte ich fest, dass es zwölf Minuten nach sechs Uhr war und überhaupt kein Anlass bestand, in diesen endlosen Stundenschlag auszurechnen. Das beunruhigte mich. Ich hatte es nicht gerne, wenn Uhren zur Unzeit schlugen, Bilder ohne Anlass von der Wand fielen und Spiegel zersprangen.

Meine Einstellung zum Übernatürlichen war durchaus zwiespältig. Einerseits war es mein tägliches Brot, andere Leute das Gruseln zu lehren, und ich entwarf haarsträubende Szenarien des Schreckens mit professioneller Routine. Andererseits wusste ich seit Langem, dass ich tatsächlich hellichtig war, besonders was Häuser und deren Ausstrahlung anging, und hatte gelernt, mich dieser Gabe zu fügen. Ich zweifelte auch nicht im Geringsten an der Realität übersinnlicher Phänomene. Man musste ja nicht gleich an das alberne Zeug glauben, das einem Fernsehserien wie *Poltergeist*, *X-Factor* und *Der Psi-Faktor* vorsetzten. Wahrscheinlich verhielt es sich so wie mit den Liebesgeschichten: dass einem da jede Menge Kitsch serviert wird, heißt noch lange nicht, dass es keine echte Liebe gibt. Auf jeden Fall nahm ich die Sache ernst und war nicht bereit, mich leichtfertig in die Zwielflicht-Zone zu begeben.

Die Crew des Krankenwagens verabschiedete sich, nachdem sie den Patienten in das vorbereitete Gästebett gelegt, ihm noch einmal den Blutdruck gemessen und einen Katheter angelegt hatten. Der Arzt im Psychiatrischen Krankenhaus hatte Alec gesagt, wir brauchten uns fürs Erste keine Gedanken zu machen. Der Kranke würde tief und fest schlafen. Es genügte, wenn um die Mittagszeit ein Arzt nach ihm sah.

Wir blieben allein mit einem Menschen, der sich aus völlig unerfindlichen Gründen und aus heiterem Himmel mitten in der Nacht in Nico Marholds Wohnung vergiftet hatte. Um neun Uhr abends war er noch putzmunter gewesen, um ein Uhr morgens hatte er keinen anderen Ausweg mehr gewusst, als Hals über Kopf aus der Welt zu flüchten.

Robert beobachtete den Patienten aus zwei Metern Respektsabstand, als wäre er eine gefährliche Giftspinne, die unvermutet hochschnellen und ihn anspringen konnte. Coco dagegen starrte ihn so ehrfürchtig an, als betrachtete sie eine heilige Reliquie. Sie trat ans Bett und streichelte mit einer zärtlichen Bewegung die knochige Schulter des Kranken. „Armer Mann“, flüsterte sie. „Warum hat er das getan? Er hat doch so viele Freunde. Warum hat ihm keiner von ihnen geholfen?“

Ich hätte ihr sagen können, dass solche Freundschaften, wie Jordan sie gepflegt hatte, nicht mehr wert waren als ein nasser Furz. Sobald einer ernsthaft in der Klemme saß, stoben diese Freunde nach allen Seiten davon wie ein Schwarm Tauben, wenn die Katze erscheint, und wollten noch nicht einmal von ihm gehört haben.

Coco meldete sich sofort freiwillig, den Vormittag über auf ihn aufzupassen, bis Dr. Jarmusch kam. Freudig wie ein Kind, das eine neue Puppe geschenkt bekommt, betrachtete sie den halb Bewusstlosen von oben bis unten und verkündete: „Ich bringe ihn erst einmal in Ordnung, bis der Doktor kommt. So können wir ihn ja nicht herzeigen. Nicht einmal richtig gewaschen haben sie ihn, seht euch das bloß an! All der Dreck, der in seinem Haar klebt!“

Robert, der seine Nervosität nicht mehr beherrschen konnte, platzte heraus: „Der ganze Kerl ist ein klebriger Dreck!“

Coco starrte ihn an, zutiefst betroffen über die Feindseligkeit in seinen Worten. Der Blick ihrer nugatbraunen Augen wurde ungewohnt hart. Mit leiser, vorwurfsvoller Stimme sagte sie: „Robert, ich kann mich noch sehr gut an die Zeit erinnern, wo *du* der letzte Dreck warst, und zwar in jeder Hinsicht, also pinkel hier keinem anderen ans Bein!“ Und damit marschierte sie ins Bad, um warmes Wasser zu holen und ihr Werk der Barmherzigkeit zu beginnen.

Robert sollte recht behalten: Das Wetter schlug um. Das Thermometer fiel schneller, als man zuschauen konnte. Statt des schleichenden, lauen Lufthauchs tobte bald ein eisiger Wind zwischen den Zypressen, deren schwarzgrüne Säulen das Haus wie feierliche Wächter umstanden, und rupfte die gelben Blätter von den Büschen. Scheckig wie ein Leopardfell bedeckten sie den Boden zwischen den Gebüsch und Beeten. Es tat gut zu

spüren, dass das Wetter sich an den Kalender erinnerte. Regen, Nebel, Schnee – alles wäre mir recht gewesen, wenn nur diese sumpfige Wärme verschwand.

Als Robert und ich ein paar Minuten miteinander allein waren, fragte er plötzlich: „Hast du je das Gefühl gehabt, dass ich der letzte Dreck bin?“

Ich bemühte mich ihn zu beschwichtigen. „Coco war nur verärgert, weil du Jordan so runtergemacht hast.“

„Das weiß ich. Trotzdem möchte ich es von dir wissen.“

Robert Junkarts war kein Mann, den man mit billigen Schmeicheleien abspeisen konnte. Er wollte wirklich eine Antwort haben. Und ich konnte nicht einfach darüber hinweggehen, dass er zu der Zeit, als Alec das Haus kaufte, ein Sonderling gewesen war, ungewaschen und unrasiert, der über alter Schuld und verschrobenen Fantasien brütete. „Du warst ziemlich wunderbar und ... naja, nicht sehr sauber. Aber ich hatte nie das Gefühl, dass du ein wertloser Mensch bist. Du hast mich beeindruckt.“ Dann fand ich den richtigen Zeitpunkt gekommen, um Jordan ein wenig in Schutz zu nehmen. „Schau, Robert, du weißt so gut wie ich, dass es genug Leute gibt, die über *unsere* Art von Sexualität den Kopf schütteln. Mit den meisten können wir nicht einmal darüber reden, wie wir empfinden, weil sie sofort denken, dass wir Kätzchen in den Müllschlucker stecken und hilflose alte Damen die Treppe hinunterstoßen. Alec und seine Frau hätten nie fünf Kinder adoptieren dürfen, wenn sie sich geoutet hätten. Die Leute im Jugendamt hätten sofort gedacht, sie wollen diese Kinder nur, um sie misshandeln und missbrauchen zu können. Also. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.“

Robert lehnte meinen gut gemeinten Vermittlungsversuch ab. „Das ist etwas anderes.“

Ich fühlte mich in einer Zwickmühle. Robert hatte recht. Sadomasochisten sehen sich als die Samurai der sexuellen Szene. Feierlich, extravagant, theatralisch, elitär und intellektuell, verachten sie nichts so sehr wie „bloß Sex“ ohne irgendein kunstvolles psychodramatisches Drumherum. Das beginnt beim erotischen Normalverbraucher, der als Vanille-Sex-Betreiber belächelt wird, und ganz am untersten Ende ihrer Wertschätzungsskala stehen die „Handtuchmänner“, wie man die Swinger nennt, ihrer degoutanten Gewohnheit wegen, mit dem nackten Hintern auf Ledercouches zu sitzen, die Lenden nur von einem losen Handtuch bedeckt, das die eifrige Handarbeit nicht behindert. Dieser Hochmut hat damit zu tun, dass SM eine Form von Erotik ist, die auch ganz ohne genitale Kontakte funktioniert, und zwar sehr gut. Alles ist verfeinert und sublimiert, alles ist in gothische Zeremonien und Rituale gebunden, sodass es in diesen Kreisen als Zeichen von schlechtem Geschmack und niedrigem Niveau gilt, Hand an sich oder jemand anderen

zu legen. Während man in einem typischen Swinger-Klub kaum wagt irgendetwas zu berühren, aus Angst, in eine noch warme Spermapfütze zu greifen, herrschen bei SM-Feten strenge Sitten, und Leute, die nur zum Wichsen gekommen sind, werden energisch vor die Tür gesetzt.

Robert hatte also alle guten Argumente auf seiner Seite, und ich musste es anders herum versuchen. „Das Haus hat ihn willkommen geheißen.“

„Ich weiß. Ich habe es gesehen.“ Er seufzte und trabte ein paar Schritte weit schweigend neben mir her. Dann sagte er: „Ist das nicht komisch, Charmion? Wir sind drei ältere Leute, die ihren Weg in der Welt gemacht und ihre Erfahrungen gesammelt haben, aber ein Haus entscheidet, was wir zu tun haben. Es bestimmt, ob wir Jordan rauswerfen oder annehmen. Wenn wir das jemand anderem erzählen, hält er uns für verrückt.“

„Es ist kein gewöhnliches Haus. Es steht auf heiligem Boden, und es hat eine Seele.“

„Das weiß ich. Ich habe länger darin gewohnt als ihr alle. Aber was ich nicht verstehe, ist: Wir sind schon sieben. Wir sechs und ... du weißt schon.“ Er machte eine kurze, ehrfürchtige Pause, ehe er weitersprach. „Frank Jordan wäre der Achte, und es war immer nur die Rede von sieben Bewohnern.“

Darauf wusste ich auch keine Antwort, also murmelte ich nur vage: „Vielleicht ist das jetzt anders, seit es von dem Fluch befreit ist.“

Tage, an denen ich nachts aufgeweckt wurde oder zu spät ins Bett gekommen war, erweckten immer ein Gefühl der Verwirrung in mir. Ich saß dann beim Frühstück und dachte, dass es eigentlich das Abendessen sein sollte, oder umgekehrt. Auf jeden Fall brauchte ich noch eine zweite Kanne Kaffee, um überhaupt richtig aufzuwachen. Alec leistete mir Gesellschaft. Robert wollte auch kommen, überlegte es sich dann aber anders. Er strich unruhig durchs Haus, nahm da und dort einen Gegenstand in die Hand und legte ihn geistesabwesend wieder weg. Dann ging er hinunter ins Souterrain, um Coco zu fragen, ob sie auch noch Kaffee wollte, kam gleich darauf wieder herauf und eilte von Neuem hinunter. Ich musste an den bekannten Cartoon von dem treuen Hütehund denken, der ein Lämmchen vor dem heimtückischen Wolf bewahrt.

Alec warf mir einen Seitenblick zu. Mit gedämpfter Stimme fragte er: „Hat er wieder seine Wahnideen?“

„Ich glaube schon. Er ist überzeugt, dass Jordan jeden Moment aufwachen und über Coco herfallen wird.“

Alec stieß einen Seufzer aus und schüttelte den Kopf. „Er tut mir leid, aber ich konnte nicht anders handeln, Charmion. Ich kann meine Kinder nicht im Stich lassen. Das hier sieht nach einer üblen Geschichte aus.“ Genau wie ich hatte er bemerkt, dass es einen sehr massiven Grund geben musste, warum Frank Jordan sich so unvermittelt das Leben nehmen wollte. Er wollte jedoch nicht anfangen darüber zu spekulieren. „Warten wir jetzt einmal ab, bis Nico uns die Geschichte von Anfang bis Ende geschildert hat, dann wissen wir mehr.“